

KARIN ERNST

*Über
flieger*

ROMAN

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2019 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Dr. Clarissa Czöppan
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: plainpicture/Böhm Monika
Emojis im Innenteil: popicon / Shutterstock.com
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-426-28195-6

2 4 5 3 1

1

»Wa'umh hat der Junghe einh Ba-hath?«

Die Frage war völlig berechtigt, und alle lachten, als Heinrich sie laut herausbrüllte. Heinrich war der siebenjährige Sohn der Familie Hullemann; der Junge mit dem Bart war Raffael von Koppenstein, genannt Raffi, der gerade an der Hand seiner Mutter Claire durch die offen stehende Tür ins Haus der Hullemanns hineinmarschiert war: Die Hullemanns hatten ihre alten Freunde, die von Koppensteins, zum Essen eingeladen.

Heinrich Hullemann war auffällig groß und kräftig für sein Alter – so groß und kräftig, dass seine Eltern dazu übergegangen waren, seine Mahlzeiten zu rationieren und bestimmte, besonders kalorienhaltige Lebensmittel und Getränke vollständig aus ihrem Haushalt zu verbannen. Seine Stimme war sehr laut. Er brüllte mehr, als dass er sprach, was damit zusammenhing, dass er seit seinem ersten Lebensjahr an einem hartnäckigen Dauerschnupfen mit beidseitigen Paukenergüssen litt und deswegen schlecht hörte. Er musste schreien, um sich selbst zu verstehen. Wenn er mit seiner Schwester Lene im Garten spielte, konnte man ihn in der ganzen Siedlung hören; die Nachbarschaft war durch das Gebrüll, das seine normale Sprechstimme darstellte, immer über seinen Aufenthaltsort informiert.

Dauerschnupfen und Paukenergüsse hatten sich bisher allen Behandlungsversuchen widersetzt, obwohl Heinrich auf Anweisung seines Vaters, eines schwer arbeitenden, von der vielen Arbeit ganz ausgelaugten Oberarztes, täglich seine Übungen mit dem »Nasenballon« machte. Das

war ein Luftballon, in dessen Öffnung man ein speziell dafür vorgesehenes Röhrchen schob, das man dann in ein Nasenloch steckte. Wenn man das andere Nasenloch zuhielt, konnte man den Ballon durch das Röhrchen hindurch mit der Nase aufblasen. Was dabei außer Luft noch alles aus Heinrichs Nasenlöchern herauskam, war unbeschreiblich, und das Röhrchen bedurfte täglich gründlicher Reinigung und Desinfektion. Zur Belohnung durfte sich Heinrich nach jeder erfolgreichen Sitzung mit dem Nasenballon die sogenannte »Sendung« auf dem iPad ansehen – eine Folge der *Sendung mit der Maus* nämlich, die Tinnen, seine Mutter, für pädagogisch besonders wertvoll hielt. Heinrich hatte schon Hunderte von »Sendungen« konsumiert; die Rotznase und die Schwerhörigkeit waren ihm geblieben.

Es gab auch noch andere, schwerer zu greifende und zu deutende Probleme, denen die Hullemanns seit Jahren mit der Hilfe von Ergotherapeutinnen, Logo- und Motopädinnen zu Leibe zu rücken versuchten, und vielleicht arbeitete Klaus-Werner Hullemann, der Internist, auch deshalb so viel und von Jahr zu Jahr mehr (bis er am Abend vor Erschöpfung kaum noch sprechen konnte), um den vielfältigen Schwierigkeiten seines Sohnes nicht ganz so oft aus nächster Nähe ins Auge blicken zu müssen. Die fünfjährige Lene, Heinrichs Schwester, schien sich dagegen bisher sehr gut und wie vorgesehen zu entwickeln. Sie hatte nur von ihrem Bruder die Angewohnheit übernommen, sehr laut zu reden, und war davon auch nicht mehr abzubringen: So, in dieser Lautstärke, redete man eben, wenn man ein Kind war, anders ging es nicht, und sie musste sich ja auch irgendwie Gehör verschaffen.

Im gefliesten Eingangsbereich des Hullemann-Hauses, in dem sich jetzt sieben Personen drängten, lagen und standen überall viele Spielsachen der Kinder aus auffällig stabi-

lem und buntem Plastik und viele von den Kindern erstellte Bastelarbeiten herum. An der Wand gleich neben der Haustür hing ein selbst gemachter Fotokalender, und auf dem Augustfoto von Heinrich und seiner Schwester (beide in langärmligen UV-Schutzhemden) war noch mehr buntes Plastikspielzeug mit abgebildet: ein ganzes Haus aus Plastik mit einer Tür, Fensterläden und Fensterbrettern aus farblich abgesetztem Plastik, in das man hineingehen und in dem man Plastikobst auf Plastikgeschirr servieren konnte, wenn man klein genug war, was auf Heinrich schon nicht mehr zutraf, und ganz im Vordergrund das blaue Plastikgewirr eines Aquaplay-Bahnsystems mit allem Zipp und Zapp. Das Bild zeigte einen etwas jüngeren und dicklicheren Heinrich in Nahaufnahme, mit unvermeidlicher Rotznase, offen stehendem, schlaffem Mund – er konnte ja nicht durch die Nase atmen – und einer babyblauen Schirmmütze mit Nackenschutz aus Baumwollstoff. In der Hand hielt er ein Plastikboot, das er konzentriert betrachtete. Lene turnte glücklich und etwas verschwommen irgendwo im Hintergrund herum; beide Kinder hatten auffallend rote Wangen. (Übrigens wurden die Hullemanns von ihren Gästen, den von Koppensteins, zu Hause, wenn es niemand hören konnte, immer nur »die Hullis« genannt. Claire fand, dass der Name unglaublich gut zu ihnen passte: Die Hullis, das klang gutmütig und nett, aber auch ein bisschen beschränkt und langsam und grobschlächtig, und das waren die Hullis auch, jedenfalls im Vergleich zu ihnen, den von Koppensteins, fand Claire.)

»Wa’umh *bat* ea jetz eigligh einh Bath?« Im Trubel der wechselseitigen Begrüßungen war Heinrichs Frage bisher unbeantwortet geblieben. Sie war auch nicht leicht zu beantworten.

Der Bart. – Der Bart war ein ellipsenförmiges Stück Webpelz mit langen, verfilzten Zotteln, das sich an Raffis

Kinn schmiegte und links und rechts mit zwei Gummischlaufen an seinen Ohren befestigt war. Besonders irritierend daran war, dass die Zotteln exakt den gleichen Farbton hatten wie Raffis eigene, ebenfalls ziemlich lange und lockige Haare: ein dunkles Blond oder helles, cremiges Braun, die Farbe von sehr milchigem Milchkaffee, mit einem leichten Messingglanz darin. Der Gesamteffekt war irgendwie maritim oder hanseatisch: ein dunkelblonder Kinnbart ohne Oberlippenbart, der bis zu den Ohren reichte und auch noch einen Teil des Halses bedeckte, wie bei einem alten Seebären oder einem Matrosen auf dem Cover einer Seemannslieder-CD; nur der Ringelpullover und die Pfeife fehlten.

Claire lachte, während sie versuchte, auf Heinrichs Frage zu antworten: Sie war stolz darauf, wie witzig und originell ihr Sohn war. (So viel Originalität ließ eine ganz besondere Zukunft erwarten, keine Nullachtfünfzehn-Zukunft in einem Nullachtfünfzehn-Job, über die manche Kinder anderer Eltern – der arme Heinrich hier zum Beispiel – in Zukunft wahrscheinlich sogar froh sein konnten!)

Der Bart stammte aus einer Verkleidungskiste, die ein Weihnachtsgeschenk von der Oma gewesen war. Raffi hatte es sich, das war noch in Maryland gewesen, »einfach so« angewöhnt, nie, nie, *nie* ohne seinen Bart aus dem Haus zu gehen, und jetzt mussten sie alle jeden Morgen »stundenlang« nach dem verfluchten Bart suchen, der natürlich jeden Morgen von Neuem verschwunden war und sich immer an den unwahrscheinlichsten Stellen versteckt hielt. »Mama, wo ist mein Bart?« – Das war eine Frage, die sie alle schon nicht mehr hören konnten, und wie es hygienemäßig um ein Stück Stoff bestellt war, das täglich viele Stunden lang von einem Fünfjährigen am Kinn spazieren getragen wurde, darüber musste man vermutlich kein Wort verlieren.

Jeden Morgen, wenn Niko sich im Bad rasierte, legte Raffi – gewissermaßen invers – seinen Bart an. Bei ihrem Flug nach Deutschland war der Bart fast ihre (Claire)s größte Sorge gewesen, weil sie erstens befürchtet hatte, dass er irgendwo zwischen Washington und München verloren gehen könnte (»Ka-ta-stro-phe!«), und zweitens, dass sie möglicherweise am Flughafen ins Visier eines automatischen Gesichtserkennungssystems geraten würden und sie alle des Bartes wegen als islamistische Terroristen verdächtigt und festgenommen werden würden. »Wahrscheinlich werden wir wegen dem blöden Bart von der NSA überwacht! Mit Drohnen oder so!«

Diese Einzelheiten sprudelten mit viel Gelächter wie mit Kohlensäure vermischt aus Claire heraus, noch bevor sie ihre Jacken und Mäntel ausgezogen hatten. Beim Reden wandte Claire sich abwechselnd an Heinrich und an seine Eltern; mit Heinrich sprach sie in möglichst einfachen Worten und Sätzen und hob sich ihre Ironie, die geistreichen Formulierungen und die Fremdwörter für Christine und Klaus-Werner auf.

Das alles war ein bisschen viel auf einmal für die armen, arglosen Hullis. Klaus-Werner – oder einfach Werner (so nannten ihn seine Freunde; auf seinem Arztkittel kürzte er seinen Namen mit Dr. K.-Werner Hullemann ab) –, dem die Nachtschicht im Krankenhaus und sein ganzes entbehrungsreiches Leben im Dienste der Menschheit oder auf der Flucht vor seiner Familie noch in den Knochen steckte, blinzelte ganz langsam mit den schweren Augenlidern, als ob er kurz davor wäre, vor Erschöpfung ohnmächtig zu werden. Seine Nase glänzte rot, und seine Nasenflügel zuckten. Er wollte etwas sagen, aber seine Kräfte reichten nicht für eine Erwiderung. Vor lauter Müdigkeit hatte er ohnehin fast kein Wort von dem verstanden, was Claire ihnen erzählt hatte. Ihre Stimme kam bei ihm als eine Art

angenehmes und fröhliches, auf seine Art erfrischendes, aber komplett unverständliches Vogelzwitschern an. Mit letzter Kraft, nur noch von seinem Pflichtbewusstsein als Gastgeber am Laufen gehalten, nahm er Claire den Mantel ab und hängte ihn auf einen Bügel.

Christine, die hübsche, tapfere, auffällig rotwangige Hulli-Mutter, die als Lebensmittelchemikerin in Teilzeit bei einem Kräuterquarkhersteller arbeitete, ihre Nachmittage zwischen der Koordination der Therapietermine für Heinrich und der Beschaffung neuer Plastikspielzeuge (bevorzugt mit dem »Spiel-gut«-Siegel) aufteilte und die Abende oft ganz allein verbrachte, während ihr Mann sich für fremde Menschen aufrieb, die sich nie beklagte und sich niemals die Frage stellte, womit sie eigentlich ein solches Leben verdient hatte, lächelte unsicher. Wie immer, wenn sie auf Claire traf, konnte sie sich einfach nicht entscheiden, welcher Teil von dem, was sie von ihr zu hören bekamen, ernst gemeint war und welcher nicht. Zum Beispiel die Sache mit dem Gesichtserkennungssystem: Wahrscheinlich war das nur eine Art rhetorische Ausschmückung und Übertreibung zum Zweck der Unterhaltung, sehr wahrscheinlich sogar (sie war ja nicht dumm!) – aber ganz sicher konnte man sich da eben auch nicht sein. Bei den von Koppensteins wusste man nie! Die von Koppensteins hatten etwas ganz Besonderes an sich; sie waren irgendwie ganz anders als alle anderen Leute, die sie kannte.

Sie persönlich, Christine »Tinchen« Hullemann, hätte zum Beispiel nie einen Satz über die Lippen gebracht, der nicht zu hundert Prozent den echten und überprüfbaren, mit Händen zu greifenden Tatsachen entsprach, wie man sie in den Nachrichten zu hören bekam oder wie man sie von seinem Mann oder von seinem Chef per Mail oder von den Therapeutinnen in den Therapiegesprächen oder von Lehrerinnen oder Kindergärtnerinnen oder Nachbarinnen

oder Kolleginnen mitgeteilt bekam. Nicht nur hätte sie keinen solchen Satz über die Lippen gebracht – ein solcher Satz wäre ihr überhaupt nicht eingefallen! Sie wusste nicht, woher man solche Sätze überhaupt nahm. Wie kam Claire auf ihre Ideen, woher bezog sie sie? Das war etwas, was sie sich einfach nicht erklären konnte. (Dort, wo in Claires Kopf eine ziemlich schwefelhaltige Quelle aus einer Felspalte entsprang, stand bei Tinchen der praktische Aufbewahrungsschrank »Troofast« mit abwaschbaren Einschubfächern aus Plastik.)

Andererseits war es doch auch beeindruckend und bewundernswert, wenn jemand so viel Fantasie besaß und sich so flüssig und gewandt ausdrückte und so schnell redete, dass man nur noch mit den Ohren schlackern konnte, und das war letztlich auch der Grund dafür, warum sich die Hullemanns trotz aller Unterschiede und obwohl sich das Leben der beiden Familien lange auf zwei verschiedenen Kontinenten abgespielt hatte, den von Koppensteins immer noch verbunden fühlten und sie jedes Jahr zu einem inzwischen schon traditionell gewordenen Treffen zu sich einluden; übrigens ohne dass die von Koppensteins sich jemals dafür revanchiert hätten. (In solchen Kategorien dachte Tinchen allerdings nie. Es gab überhaupt nicht viele Kategorien, in denen sie dachte, und die wenigen waren ehrlich, zuverlässig, freundlich und bescheiden. Ihr war tatsächlich noch kein einziges Mal aufgefallen, dass es immer sie, die Hullemanns, waren, die die von Koppensteins einluden und aufwendig bekochten, nie umgekehrt. Claire dagegen war sich dessen sehr wohl bewusst, hatte ein schlechtes Gewissen deswegen, sprach mit Niko darüber und über ihr schlechtes Gewissen und riss Witze über dieses Thema, die mit den Jahren immer gemeiner, moralisch zweifelhafter und lustiger wurden, worüber sie dann untereinander neue, noch bedenklichere Witze rissen.)

»Das ist also unsere Geschichte vom Barte des Propheten«, schloss Claire und schob gleich noch ein schnelles »Damit meine ich *ihn*. Raffi. Den, der da steht. Keinen *echten* Propheten!« an die Adresse von Heinrich nach, der auf sie nicht den Eindruck machte, als ob er irgendetwas von ihren Erklärungen verstanden hätte: Er stand da, atmete schwer durch den Mund, und sein rotwangiges Gesicht wirkte hochkonzentriert und gleichzeitig ausdruckslos, wie das eines Menschen, der gespannt darauf wartet, dass in seinem Inneren endlich ein dummerweise ganz unglücklich verkanteter Groschen fällt.

Heinrichs Schwester Lene, ein völlig unkompliziertes Kind vom Typus Bienchen Immerfroh, lachte dagegen fröhlich, nicht weil sie den Bart selbst oder Claires Ausführungen dazu so lustig gefunden hätte, sondern weil alle Erwachsenen lachten und sie sich über die allgemeine gute Stimmung freute, von ihr angesteckt wurde und durch ihr Lachen auch etwas dazu beitragen wollte, aus reiner Gutwilligkeit und Freundlichkeit ihres kleinen, elastischen Herzens heraus. Der Bart kam ihr sowieso wie etwas völlig Normales vor. Sie selbst hatte die Angewohnheit, beim Daumenlutschen Zeige- und Mittelfinger der gleichen, also der Daumenhand, in beide Nasenlöcher zu stecken. (Wie sie es schaffte, trotzdem die Versorgung ihrer Körperzellen mit Sauerstoff sicherzustellen, blieb über viele Jahre hinweg, bis sie in der zweiten Klasse von einem Tag auf den anderen mit dem Daumenlutschen aufhörte, ihr Geheimnis.) Die Gewohnheit, einen Bart zu tragen, ordnete sie instinktiv in die gleiche Kategorie unbedingt notwendiger, aber nicht notwendigerweise erklärbarer Handlungen ein, über die man deshalb auch gar nicht weiter nachzudenken brauchte.

Die von Koppensteins selbst hatten sich so an den Bart gewöhnt, dass sie normalerweise kaum noch an ihn dach-

ten (außer wenn er gerade verschwunden war und gesucht werden musste). Sie waren jedes Mal überrascht, wenn andere Leute sich seinetwegen überrascht zeigten. Raffi dachte normalerweise auch nicht mehr an seinen Bart, mit dem er seit vielen Monaten herumlief. Der Bart kam ihm immer nur dann zu Bewusstsein, wenn er auf sein Fehlen aufmerksam wurde – entweder durch einen Anflug von Kälte an seinem Kinn oder weil ihm auf einmal der gewohnte sanfte und leicht kratzige Zug der verknoteten Gummibänder an den Rückseiten seiner Ohrmuscheln fehlte, oder weil er sich in einer von ihm als bedrohlich erlebten Situation wiederfand und sich mit nacktem Kinn plötzlich schrecklich schutzlos fühlte. Dann ging er sofort panisch auf die Suche nach ihm, oder er weinte so lange und ausgiebig, bis seine Eltern völlig entnervt für ihn auf die Suche gingen.

Und so war es dazu gekommen, dass Raffi ohne seinen Bart nicht mehr sein konnte: Zum ersten Mal hatte er ihn im vergangenen Winter während seiner Piratenphase angelegt. Diese Phase hatte viele Wochen gedauert, und in dieser Zeit hatte er sehr oft alle Piratenbücher gelesen, alle Piraten-CDs gehört und alle Piratenfilme gesehen, auf die ein Kind seines Alters Zugriff erlangen konnte. Er wusste bald sehr viel mehr über Piraten, als seine stolzen Eltern Claire und Niko oder seine genervte Schwester Cordelia je gewusst hatten. Von Verwandten, Bekannten und Freunden, die von seiner Leidenschaft erfahren hatten und sie amüsant oder aus akademischen Gründen förderungswert fanden, bekam er Piraten-Merchandisingprodukte geschenkt, Bleistiftaufsätze in Form von Totenköpfen, einen Captain-Jack-Sparrow-Schlafanzug, Plastik-Goldmünzen, einen abscheulichen schwarzen Porzellanbecher mit einem plastisch reliefierten Skelett darauf, den Claire aus Gründen des guten Geschmacks sofort heimlich hatte ver-

schwinden lassen, Capt'n-Sharky-T-Shirts, Piraten-Socken, eine Hakenhand aus Plastik, Totenkopf-Zungentattoos und einen Papagei, den man sich theoretisch auf der Schulter festklemmen konnte, der aber so billig und schlecht gemacht und vor allem so kopflastig war, dass er sich nie länger als ein paar Sekunden halten konnte. Die ganze Zeit über hatte Raffi seinen Bart getragen und sich dabei auf wohlige Weise wie ein wilder, bärtiger Pirat gefühlt, und als sein Interesse an Piraten langsam abgeklungen war, hatte er festgestellt, dass er es nicht mehr wagte, den Bart abzulegen. Er hatte Angst davor. Vor allem in der Öffentlichkeit wollte er nicht mehr ohne Bart erscheinen, weil er befürchtete, ohne Bart irgendwie komisch auszusehen. Er hatte panische Angst vor den »Ja-wo-ist-denn-dein-Bart?«-Fragen der Erwachsenen und Kinder, die ihn da draußen seiner Meinung nach erwarteten, und diese Angst war es, die den Bart für ihn zu einem unverzichtbaren Accessoire hatten werden lassen. Komischerweise hatte er keine Angst vor den ebenso unvermeidlichen »Was-hat-der-Junge-da-im-Gesicht?«-Fragen, die ihn als Bartträger begleiteten. Im Gegenteil, diese Fragen ließen ihn weitgehend kalt; er konnte sogar die schmeichelhafte Aufmerksamkeit genießen, die mit ihnen meistens verbunden war. Das alles war ihm nicht bewusst, und er hätte es auch nicht erklären können, jedenfalls nicht so genau; er wusste nur, dass er sich schlecht fühlte ohne seinen Bart, dass die Bartlosigkeit ein Zustand war, den er immer so schnell wie möglich beenden wollte, und dass ihm bei dem Gedanken an eine Zukunft ohne Bart unweigerlich die Tränen in die Augen schossen.

Abgesehen von diesen komplizierten, den Familienmitgliedern höchstens zur Hälfte bewussten Zusammenhängen sah Raffi natürlich auch unglaublich süß aus mit seinem struppigen Vollbart, der so sehr im Kontrast stand zu

seinen glatten, kindlichen Gesichtszügen, dem weichen Mund, den großen Augen und den lockigen Haaren, und das brachte seine Mutter Claire dazu, den Bart ganz und gar nicht als Problem, sondern einfach nur als eine lustige, kleine Marotte anzusehen: Wer sich daran störte, war ein engstirniger Spielverderber und selber schuld!

Auch Niko, Raffis Vater, der seit ihrer Ankunft im Haus der Hullemanns abwechselnd froh gelächelt und herzlich gelacht und dabei seine auffällig schönen Zähne gezeigt hatte, fand seinen Sohn, der sich aus Schüchternheit hinter Claires Bein versteckte, in diesen Augenblicken ganz besonders bewundernswert und war stolz auf ihn. Er überreichte Tinchen die Gastgeschenke und fühlte sich dann offenbar verpflichtet, eine Erklärung zum Verbleib ihrer Tochter Cordelia abzugeben: Sie war noch bei einem Meistertkurs für Klavierschüler und würde später nachkommen.

»Oh! Ein Meistertkurs! Das ist ja toll!«, sagten Werner und Tinchen ehrfürchtig, »spielt sie denn immer noch so gern?«

»Na ja, gern, ich weiß nicht«, sagte Claire, »Hassliebe trifft es schon eher, meiner Meinung nach.«

»Sollen wir ins Wohnzimmer rübergehen?«, fragte Werner, und schwerfällig setzte sich die kleine Gruppe in Bewegung.

»Beim Barte des Propheten, jetzt muss ich abtreten«, sang Niko leise und vergnügt vor sich hin, während er den anderen folgte. Das war eine Zeile aus einem Lied der Ersten Allgemeinen Verunsicherung, das er von früher kannte.

2

»Willst dhu unsha Spielhaus sehn?«, fragte Heinrich in einer Lautstärke, als ob er gegen einen Orkan anschreien müsste. »Es is imh Gahthnh!«

Raffi wollte und löste sich von Claires Bein, um Heinrich und seiner Schwester durch die Terrassentür nach draußen zu folgen. Obwohl Heinrich nur zwei Jahre älter war als Raffi, war er zwei Köpfe größer und wahrscheinlich doppelt so schwer, dachte Claire, die einen Hang zu Übertreibungen hatte, nur Raffis *Kopf* war deutlich größer als der von Heinrich. Wenn man die beiden miteinander verglich, wie sie so einträchtig nebeneinander auf der Terrasse standen, der eine brüllend, der andere höflich lauschend, dann fiel auf, dass Heinrichs Hinterkopf platt, der von Raffi dagegen wunderbar ausladend und schön gerundet war. Diese Tatsache erschien Claire irgendwie vielsagend, obwohl Heinrich natürlich nichts für seine Kopfform konnte und solche Äußerlichkeiten ja auch gar keine Bedeutung hatten. Heinrich hatte dünnes, stumpfes, blondes Haar, durch das seine rosa Kopfhaut schimmerte, Raffi üppige Locken (und einen Bart). Lene und Raffi waren ungefähr gleich groß, aber Raffi war viel schlanker und flinker. Lene war trotzdem ein ausgesprochen liebenswertes Mädchen, das vor allem ein sehr ansteckendes Lachen hatte, sagte sich Claire schuldbewusst, während sie den Kindern nachsah. Eigentlich ist sie auch gar nicht viel zu dick, nur sehr drall, ein richtiger Wonnepropfen eben, der seinen Eltern sicher viel Freude macht!

»Wir könnten spielen, dass wir Löwen sind«, sagte Raffi zu Heinrich, »aber Löwen, die *gepflanzt* werden, nicht geboren.«

»Häh? Geplanhzth? Wa'umh geplanzth?«

»Ja weil, wir sollten halt vom Löwenzahn abstammen, und das sollte so ein spezieller Löwenzahn sein, der mutiert ist. Und wir sollten deshalb auch lauter so Chloroplasten in der Mähne haben.«

»Ach sooooo!«, blökte Heinrich.

Tinchen lief ihren Kindern aufgeregt mit ihren Mützen und ihren Softshelljacken in den Garten nach. Heinrich und Lene ließen sich die Kleidungsstücke widerstandslos überziehen; Claire betrachtete durch das große Wohnzimmerfenster lächelnd dieses ziemlich charakteristische Familien tableau. Raffi war in seinen Schuhen natürlich barfuß unterwegs (er hatte sich geweigert, Socken anzuziehen), und natürlich trug er weder Jacke noch Mütze. Claire wusste, dass es schädlich war, Kindern ihr natürliches Kälte- und Wärmeempfinden abzutrainieren – abgesehen davon, dass es wirklich sehr, sehr schwierig war, Raffi in Socken oder Jacken hineinzubekommen –, und sah sich darin durch Heinrichs Fall eindeutig bestätigt. Ganz anders als das bescheidene Tinchen, das sich nie dazu aufgeschwungen hätte, über die von Koppensteins, ihre Erziehungsmethoden oder ihre sonstigen Verhaltensweisen zu urteilen und im Übrigen auch nicht das geringste Bedürfnis danach hatte, urteilte Claire immer sehr fröhlich und beherzt über die Hullemanns, genauso wie über alle anderen Menschen, die ihr über den Weg liefen, und glaubte, sehr genau zu wissen, was diese falsch machten. Heinrichs Dauerschnupfen kam ganz eindeutig von der viel zu warmen Kleidung, so viel war jedenfalls schon mal klar; komisch war nur, dass Werner, der ja immerhin Mediziner war, diesen Zusammenhang noch nicht selbst erfasst und seinem Tinchen nahegebracht hatte.

Durch das Fenster und die Terrassentür konnte man das Spielhaus sehen, das auf dem Kalenderfoto neben der Eingangstür abgebildet war. Abgesehen davon gab es in dem

Garten, der nicht besonders groß war, noch eine Rutsche, die einem Erwachsenen ungefähr bis zur Schulter reichte, einen Plastiksandkasten in Form eines Marienkäfers, ein zweites Spielhaus aus Holz, das auf Stelzen stand wie ein Hochsitz (»Dhas hat unhs dea Osteahase gebhragth!«), ein Kinder-Kunststoff-Gartenmöbel-Ensemble und ein Fußballtor – und das waren nur diejenigen Elemente kindbezogener Gartengestaltung, die vom Wohnzimmer aus sichtbar waren. In einem seitlichen, vom Haus aus uneinsehbaren Teil des Gartens standen zusätzlich noch eine Schaukel und ein riesiges Trampolin mit meterhohem Sicherheitsnetz, das die von Koppensteins schon bei ihrer Ankunft von der Straße aus bemerkt hatten, weil das Sicherheitsnetz über die Kirschlorbeerhecke hinausragte. Etwas später stellte sich heraus, dass das Hochsitz-Spielhaus von den Kindern weder benutzt werden durfte noch konnte, weil Tinchen sich vor para- und tetraplegieverursachenden Stürzen fürchtete und deshalb die untersten vier Sprossen der nach oben führenden Leiter abmontiert hatte. Auf dem Trampolin durfte aus dem gleichen Grund nur nach bestimmten Regeln – immer nur einer und vor allem keine Saltos! – herumgehopt werden.

Während die Kinder draußen spielten, blieben die Erwachsenen im Haus. Das Spätsommerwetter war zwar trocken, und manchmal ließ sich sogar kurz die Sonne blicken, aber Tinchen hatte nicht mit hinreichender Sicherheit ausschließen können, dass es vielleicht doch noch anfangen würde zu regnen, und hatte deshalb lieber darauf verzichtet, die Gartenmöbel aus Robinienholz von ihren durchsichtigen Regenschutzhüllen zu befreien.

Werner holte, vor Müdigkeit fast zusammenbrechend, zwei Flaschen Light-Bier aus dem Kühlschrank und bot eine davon Niko an. Wenn er redete, klang seine Stimme flach, monoton und schleppend, wie bei einem Depressi-

ven oder einem Kassettenrekorder, dessen Batterie kurz vor dem Exitus steht. Er setzte sich mit Niko ins Wohnzimmer aufs Sofa, eine gewaltige, viersitzige Angelegenheit, die mit dickem cognacfarbenem Leder überzogen war, und die beiden machten ein bisschen pflichtgemäße Konversation, die allerdings keiner von beiden mit besonderem Eifer vorantrieb. Werner schien vor allem erleichtert darüber zu sein, sitzen zu können, nicht aufstehen zu müssen und vor seinem Diensthandy Ruhe zu haben.

Er und Niko waren alte Schulfreunde. Werner war groß und massig wie seine Kinder und hatte eine glänzende Rübennase und kleine, tiefliegende Augen. Seit Neuestem trug er eine dieser großen, auffälligen Brillen mit schwarzem Plastikgestell und sah damit erstaunlich gut aus, wahrscheinlich, weil sie die Aufmerksamkeit von seiner Nase und von seinem leicht fliehenden Kinn ablenkte. Niko machte ihm sofort ein Kompliment deswegen.

Sie unterhielten sich über den Umzug der von Koppensteins, die erst vor ein paar Wochen aus den USA nach Deutschland zurückgekommen waren, und über den Dollarkurs, der für sie erfreulich günstig war. Manchmal verfiel Werner beim Sprechen unwillkürlich in seinen Patientenkontaktmodus. Dann sah er Niko mit leicht schief gehaltenem Kopf besonders aufmerksam und wertschätzend direkt ins Gesicht und paraphrasierte einfühlsam, was dieser gerade gesagt hatte.

Das eigentlich Attraktive an Werner war – wie bei allen Ärzten – die völlig abstrakte Vorstellung von seinem aufopferungsvollen und sehr bedeutsamen Dasein als Arzt: dass ein so großer, schwerer, ernster Mann sich gewissermaßen freiwillig klein machte, sich nach unten beugte und in die Knie ging, um kranken Menschen, Frauen, Kindern zu helfen, und ganz sanft und zärtlich mit ihnen sprach. Das war eine Art von Attraktivität, die wahrscheinlich

nicht von allen Menschen gleichermaßen wahrgenommen werden konnte. Manche hätten vielleicht nur die unförmigen grauen Filzpantoffeln an Werners Riesenfüßen gesehen (Größe 48) oder die Sportsocken oder seine billige Plastikuhr oder die sich oben am Kopf ausdünnenden Haare.

Niko war auf eine ganz andere, viel offensichtlichere Weise attraktiv als sein Schulfreund, auch wenn er, was den Haarwuchs betraf, noch sehr viel benachteiligter war, das heißt schon längst so gut wie kahl. Sowohl äußerlich als auch in seinem Charakter ähnelte er einem Jagdhund oder einem Rennpferd, das keine Vorstellung von seinem eigenen Wert und seiner Schönheit hat. Wenn er lachte, leuchteten die Zähne in seinem gebräunten Gesicht wunderbar weiß und nordamerikanisch regelmäßig, und seine Augen strahlten im gefährlichen Blau von David-Hockney-Swimmingpools oder Abklingbecken in Atomkraftwerken. Abgesehen davon hatte er gar nichts Gefährliches an sich, im Gegenteil: Er war ein völlig harmloser, höchst verträglicher Mensch, der fest an das Gute in der Welt und im Menschen glaubte, seiner Ehefrau Claire und seinen Kinder Raffi und Cordelia treu ergeben war und darüber hinaus – abgesehen von seinem Beruf – nicht viele andere Interessen hatte. Sein spärliches Resthaar rasierte er sich jeden Morgen unter der Dusche ab, was seiner Attraktivität aber so gut wie keinen Abbruch tat, so edel war die Form seines Kopfes. Er hatte die austrainierte, sehnsüchtige Figur eines Langstreckenläufers; nur seine Beine waren etwas zu kurz geraten, aber das merkte man nur, wenn man unmittelbar hinter ihm ging, und auch dann störte es nicht besonders.

In Maryland hatte Niko eine Unistelle gehabt; in Deutschland verdiente er sein Geld mit dem Programmieren von Software, ein ertragreiches Hobby, das er schon lange betrieb und jetzt zu seinem Beruf gemacht hatte. Er

war spezialisiert auf bestimmte Arten von medizinischer Software. Eines seiner allerersten Programme hatte er schon zu Schulzeiten geschrieben und damit ein hübsches Sümmchen verdient. Werner hatte ihn seinerzeit sehr dafür bewundert, und diese Bewunderung hielt auch jetzt noch an.

Das Light-Bier schien Werner einen Teil seiner Lebensgeister zurückgegeben zu haben. »Nikko!«, rief er und hob seine Flasche, »Nikko! Willkommen zurück in Deutschland!«

Das Haus der Hullis war im gleichen Stil möbliert wie ihr Garten: Alles war groß, und von dem Großen gab es viel. Die Sicherheit ihrer Kinder war ein überaus wichtiger, allem anderen übergeordneter Gesichtspunkt; zum Beispiel hatte Tinchen an der Wand anstelle des alten, schon etwas wackeligen Treppengeländers einen neuen Handlauf aus einem matt gebürsteten, wahrscheinlich unzerstörbaren Edelstahlrundrohr unausreißbar in die Wand einzementieren lassen; das Rohr hatte einen Durchmesser von mindestens fünf oder sechs Zentimetern.

In der Küche bewunderte Claire ein raumschiffgroßes Riesengerät, das dort ungefähr ein Viertel der gesamten Arbeitsfläche einnahm: den Thermomix. Claire hatte keinen blassen Schimmer, um was es sich dabei handelte. (Ihrer Meinung nach klang der Name nach einem Spezialapparat für Alten- und Pflegeheime: ein Gerät, in dem man tiefgekühlte Convenience-Produkte aufwärmen und dann zahnlosengerecht pürieren konnte?)

Auch in der Küche hingen an jeder Wand und sogar über dem Herd (was angesichts des Hulli'schen Sicherheitsdenkens erstaunte) viele von den Kindern vollständig bis in alle vier Ecken und über alle vier Ränder hinaus mit Wachsmalkreiden ausgemalte Bilder, größtenteils die Ergebnisse langer Ergotherapiesitzungen. Es gab auch noch einen

zweiten Fotokalender mit einem anderen Motiv, auf dem die Wangen von Heinrich und Lene aber genauso rot leuchteten wie auf dem Kalender neben dem Eingang und wie vermutlich auf allen Bildern, die je von den beiden gemacht worden waren.

Und hier, in diesem Gerät – in diesem Thermomix –, bereitete Tinchen, befanden sich genau in diesem Moment *alle* Bestandteile ihres Abendessens! (Das hieß bis auf die Nachspeise, die stand schon im Kühlschrank, und bis auf den Salat: Auf keinen Fall wollte Tinchen nämlich überreiben oder gar lügen.)

»Wirklich?«

Ja, wirklich! In einem Thermomix konnte man nämlich:

- Fisch dünsten,
- Soße anrühren,
- Reis garen
- *und* Gemüse zubereiten, und das alles auf einmal.

Etwas verlegen und von ihrer eigenen Begeisterung beschämt deutete Tinchen auf die verschiedenen Ebenen und Vorrichtungen, die dieses Kunststück möglich machten, und erklärte auch die Funktionsweise des Spatels mit der patentierten Sicherheitsmanschette.

Tinchen liebte ihren Thermomix mit der ganzen Zärtlichkeit, die eine vernachlässigte Ehefrau ihrem armen, bescheidenen und abgerissenen, dafür aber handwerklich umso begabteren Geliebten entgegenbringt, der ihr in Abwesenheit ihres vielbeschäftigten Gatten in Haus und Hof zur Hand geht; er war für sie ein Trost und eine Erleichterung ihres komplizierten Fast-Alleinerziehenden-Lebens. Allerdings war sie sich bewusst, dass ein so besonderer und origineller Mensch wie Claire möglicherweise ganz andere Maßstäbe an die Essenzubereitung anlegte als sie, und schämte sich deswegen ein bisschen für ihre schlichte, proletarische Leidenschaft.